

Rezension –  
Wolfgang Schamoni (2016): *Erinnerung und Selbstdarstellung.  
Autobiographisches Schreiben im Japan des 17. Jahrhunderts.*  
Wiesbaden: Harrassowitz (IZUMI 15).<sup>1</sup>

Claudia Ulbrich (Berlin)

Es ist schon lange bekannt, dass es außerhalb Europas eine reichhaltige autobiographische Tradition gab, deren Entstehung keineswegs auf den Einfluss „westlicher“ Kulturen zurückzuführen ist. Arabische, osmanische, chinesische, japanische und viele andere autobiographische Schreibtraditionen haben sich, darüber besteht Konsens, weitgehend unabhängig voneinander entwickelt, und sie standen nur selten im Fokus der Forschung. Mehr über diese Texte zu erfahren, ist ein Desiderat der trans- bzw. interkulturell orientierten literaturwissenschaftlichen und historischen Selbstzeugnisforschung. Umso erfreulicher ist es, dass sich Wolfgang Schamoni in dem vorliegenden Band intensiv mit autobiographischen Texten aus der frühen Edo-Zeit befasst. In einer umfassenden Bestandsaufnahme hat er ein breites Spektrum von autobiographischen Texten erschlossen, die teils in japanischer Schriftsprache, teils in klassischem Chinesisch geschrieben sind. Bei der Auswahl beschränkt er sich nicht auf ohnehin bekannte Einzeltexte, vielmehr möchte er „die Materialien für einen bestimmten Zeitraum möglichst vollständig und detailliert offenlegen und auch für nicht Japanisch Lesende zugänglich machen“ (S. 4). Konkret geht es ihm darum, möglichst alle autobiographischen Texte des 17. Jahrhunderts, die er in den letzten dreißig Jahren finden konnte, zu berücksichtigen, sofern die Verfasser darin „ihre eigenen Erfahrungen aus einem größeren Zeitraum ihres Lebens rückblickend festhalten und so ein zusammenhängendes Bild ihres Lebens zeichnen.“ (S. 7). Insgesamt kommen 31 Verfasserinnen und Verfasser zu Wort. Ihre Texte werden jeweils systematisch nach Inhalt, Form sowie materieller Gestalt und in Hinblick auf die von ihnen gewählte Selbstbezeichnung in den japanischen und chinesischen Texten (angefangen von den verschiedenen „Ichs“ über objektivierende Sprechweisen bis hin zur Nennung des eigenen Namens) vorgestellt, ganz oder teilweise sorgfältig übersetzt und umfangreich kommentiert. Damit ermöglicht der Autor seinem deutschsprachigen Lesepublikum faszinierende Einblicke in die japanische Kultur und Gesellschaft der frühen Edo-Zeit, die als Übergangszeit zwischen Feudalgesellschaft und Moderne gelegentlich

---

<sup>1</sup> ISBN 978-3-447-10563-7, 616 S., € 128,-.

auch als japanische Frühe Neuzeit bzw. Frühmoderne bezeichnet wird. Sie ist gekennzeichnet durch die Umwandlung der Feudalgesellschaft in eine auf Dauer angelegte Ständegesellschaft und durch die 1639 vollendete „Abschließung des Landes“, die aber keineswegs absolut war. Es ist eine fremde Kultur, mit der die Leser und Leserinnen konfrontiert werden, eine, die die Vielfalt und Differenzen autobiographischen Schreibens vor Augen führt und gleichzeitig anregt, das Gemeinsame zu suchen und die „eigenen“ Texte neu und anders zu lesen.

Die Zeit um 1600 markiert in der japanischen Geschichte und Kultur einen deutlichen Einschnitt, der sich auch auf die Formen autobiographischen Schreibens auswirkte. Während die japanische Autobiographik vom 10. bis zum 14. Jahrhundert durch das Aufkommen und den anschließenden Niedergang der „Frauentagebücher“ bestimmt war, lässt sich seit dem 10. Jahrhundert eine von Männern dominierte Tagebuchtradition identifizieren, die zunächst auf Vertreter des Hofadels und buddhistischen Klerus, später auch auf jene der Krieger begrenzt war, sich aber nach 1600 für Angehörige aller gesellschaftlichen Schichten öffnete. Besonders wichtig für die Übergangsphase waren die Kriegsberichte, in denen Krieger, die sich um ein Amt bewarben, ihre Erfahrungen und Verdienste im Kampf festhielten und damit auch den Rang des Hauses abbildeten. Diese Berichte werden in Japan meist summarisch als *gunki* (軍記) oder *senki* (戦記) bezeichnet, doch handelt es sich, wie Schamoni darlegt, bei dieser Gruppe um sehr unterschiedliche Texte, die unter anderem nach Verfassern, Adressaten und der Öffentlichkeitssituation differenziert und in ihrer Verschiedenheit verstanden werden können. Um sie zu ordnen, sollten sie, wie alle anderen untersuchten autobiographischen Schriften, in der jeweiligen Textsorte situiert werden. Wie ein roter Faden zieht sich daher die Frage nach den Textsorten als den „Gefäßen“ autobiographischen Schreibens durch die Studie. Schamonis Fokus liegt in erster Linie auf den Texten und ihren Formen und Funktionen, die er kulturspezifisch analysiert, und nicht auf der in der Autobiographieforschung oft diskutierten, aber nicht wirklich weiterführenden Frage nach Fakt und Fiktion oder die in einer älteren westlichen Forschungstradition stehende Suche nach der Geschichte des „Ich-Bewusstseins“.

Die Präsentation der Texte nimmt denn auch folgerichtig den Hauptteil des Bandes ein (S. 78–524). Der Aufbau jedes der 31 chronologisch angeordneten Kapitel folgt einem einheitlichen Schema: Der Nennung des Namens und Titels folgen eine Biographie des Verfassers sowie Ausführungen über Entstehung und Form des Textes. Im Anschluss an die Angaben zu Überlieferung und Druck werden der Inhalt zusammengefasst und relevante Passagen übersetzt. Die Kapitel schließen mit einem Kommentar und einem Verzeichnis der Sekundärliteratur zu dem jeweiligen Text. Durch die Verbindung von bibliographischer Erschließung, Kontextualisierung und Übersetzung hat der Band einerseits den Charakter eines Handbuchs, geht andererseits aber weit darüber hinaus.

Es ist im Rahmen dieser Besprechung nicht möglich, auf die aus ganz verschiedenen Motivationen geschriebenen und auf einem breiten Spektrum kultureller Muster und thematischer Aspekte aufbauenden Texte im Einzelnen einzugehen. Manche von ihnen erinnern in einzelnen Aspekten an europäische Selbstzeugnisse und laden zum Vergleich ein, doch sei ein besonders beeindruckendes Beispiel etwas ausführlicher skizziert. Es handelt sich um die (auto)biographische Grabinschrift, die der Fürst von Mito, Tokugawa Mitsukuni (1628–1701), zehn Jahre vor seinem Tod verfasst hatte. Tokugawa Mitsukuni trat 1661 die Nachfolge seines Vaters an, führte zahlreiche Reformen durch und galt schon zu Lebzeiten als vorbildlicher Herrscher. Nach dessen Tod entwickelte sich ein Kult um seine Person. Er hatte den Buddhismus zurückgedrängt und unter anderem die Historiographie, die japanische Literatur und die konfuzianische Gelehrsamkeit gefördert. 1690 zog er sich in sein Lehensgebiet zurück und ließ bereits zu Lebzeiten an seinem Alterssitz einen Grabstein mit einer von ihm selbst verfassten biographischen Inschrift errichten, in der er von sich selbst als dem „Toten“ in der dritten Person spricht und sich als *sensei* (der Meister) bezeichnet. Er brachte in diesem Selbstzeugnis, in dem er seine Abstammung, seine Tugenden (Unabhängigkeit, Bücherliebe, etc.) und seine besonderen Leistungen erwähnt, die Hoffnung zum Ausdruck, dass die „Seele des Meisters“ ewig an diesem Ort weile. Das Schicksal des Körpers kümmerte ihn dagegen nicht. Knochen und Fleisch sollen, so schreibt er, „dem Ort anvertraut werden, wo der Himmel das Ende bestimmt. Ist es das Wasser, so dienen sie den Fischen und Wasserschildkröten als Futter, ist es in den Bergen, so stillen sie den Hunger der Vögel und wilden Tiere.“ (S. 439). Mit dieser Inschrift, die er vor der Veröffentlichung von einem konfuzianischen Gelehrten korrigieren ließ, griff Tokugawa Mitsukuni eine unter Gelehrten chinesischer Ausrichtung verwendete hochliterarische Form autobiographischen Schreibens auf, verband diese aber mit seiner Physis und einem realen Medium (Grab bzw. Grabstein). Der Text regt an, genauer danach zu fragen wie man sich das Leib-Seele-Verhältnis im Konfuzianismus vorstellte und welche lebensweltliche Bedeutung ihm zukam. Gleichzeitig erinnert er daran, dass es auch in anderen Kulturen (wie dem alten Ägypten) (auto)biographische Grabinschriften gegeben hatte, d.h. dass zumindest die Idee, die eigene Grabschrift zu Lebzeiten zu verfassen, nicht nur in der chinesischen Tradition verankert war. Dies bietet sich als Ausgangspunkt für einen Vergleich an. Zuvor wären allerdings eine Reihe von Fragen zu stellen, die im Zusammenhang mit dem „translational turn“ präzisiert wurden: Gibt es überhaupt die Möglichkeit einer „universalen Sprache“? Was bedeutet es, wenn in der deutschen Übersetzung eines japanischen Textes das Wort „Seele“ vorkommt? Kann man die mit dem deutschen Wort verbundenen Konnotationen und die dahinterstehenden philosophischen bzw. theologischen Wissenssysteme ausblenden, um den Text kulturspezifisch zu verstehen? Welche Bedeutung hat ein solches Einlassen auf die kulturelle Differenz für die eigenen Analysekatoren? Sind sie überhaupt auf „fremde“ Texte anwendbar? Und behalten sie unverändert ihre Gültigkeit für die Texte der

„eigenen“ Kultur? Doris Bachmann-Medick hat in zahlreichen Studien das kulturwissenschaftliche Anregungspotential des „translational turn“ aufgezeigt und dafür plädiert, den Blick auf die mögliche „cross-cultural translation“ im Sinne Chakrabartys zu richten, d.h. danach zu fragen, inwieweit Differenzen gerade auch dadurch fruchtbar gemacht werden können, dass sie kulturspezifisch unterschiedliche Analysekriterien ans Licht bringen und die westlichen Denkhorizonte erweitern und bereichern.<sup>2</sup> Die Beschäftigung mit den von Wolfgang Schamoni vorgestellten Texten bietet nur dann die Chance, „in Zukunft einmal ein vollständigeres und differenzierteres Bild von der Vielfalt menschlicher Kulturen und ihrer historischen Wege zu gewinnen“ (S. 556), wenn sie in Hinblick auf das große Thema des autobiographischen Schreibens von einer kritischen Reflexion der Wissensproduktion geleitet wird.<sup>3</sup> Insgesamt bieten die Texte eine Reihe von Anknüpfungspunkten für einen reflektierten und um die Übersetzungsperspektive erweiterten transkulturellen Vergleich, insbesondere unter Berücksichtigung der Praktiken und Funktionen des Schreibens. Als Beispiel ließe sich der Schlachtenbericht von Kimata Morikatsu anführen. Kimata schrieb für seine Kinder und Enkel und empfahl ihnen, den Bericht über seine militärischen Leistungen als Spiegel zu verwenden (S. 109). Kyōgoku Ichiko, eine der wenigen Autorinnen, deren autobiographischer Text überliefert ist, schrieb *Namidagusa* („Unter Tränen notiert“) für ihren Sohn, der von einem Fürsten adoptiert wurde. Auf diese Weise sollte dieser später einmal erfahren, wer seine Eltern waren. (S. 202). Kawachiya Yoshimasa schließliche richtete sich in seinen Aufzeichnungen explizit an die Bewohner des Dorfes, in dem seine Familie seit Generationen lebte. Er wollte, dass sie, besonders aber seine Kinder und Enkel, „sich den Sinn, der dieses Buch von Anfang bis Ende [durchzieht], zu Herzen nehmen“ (S. 457). Das Schreiben für andere, insbesondere für Kinder und Enkel, wofür es in dem Band noch zahlreiche weitere Beispiele gibt (vgl. etwa die Texte von Wakita Jotetsu (Naokata?), S. 219, von Yamaga Sokō, S. 293 oder von Nakajima Ryoji, S. 299), erinnert an die Exempelfunktion, die als wichtiger Aspekt des autobiographischen Schreibens in der transkulturellen Selbstzeugnisforschung herausgearbeitet wurde. So betonen Elke Hartmann und Gabriele Jancke in einem konzeptionellen Beitrag zur Möglichkeit eines transepochnen Dialogs: „Viele Autobiographinnen und Autobiographen des 15., 16., 17., und frühen 18. Jahrhunderts haben ihr Schreiben so

<sup>2</sup> BACHMANN-MEDICK, Doris (2012): „Translation – A Concept and Model for the Study of Culture“. In: NEUMANN, Birgit und Ansgar NÜNNING (Hg.): *Travelling Concepts for the Study of Culture*. Berlin/Boston: de Gruyter: 23–43, hier S. 34; siehe auch: CHAKRABARTY, Dipesh (2014): „Place and Displaced Categories, or How We Translate Ourselves into Global Histories of the Modern“. In: BACHMANN-MEDICK, Doris (Hg.): *The Trans/National Study of Culture: A Translational Perspective*. Berlin, Boston: de Gruyter: 53–68.

<sup>3</sup> Siehe hierzu: BACHMANN-MEDICK, Doris: *Transnational und translational: Zur Übersetzungsfunktion der Area Studies*. Freie Universität Berlin, Center for Area Studies: CAS Working Papers 1/20015. Online abrufbar unter: [https://www.fu-berlin.de/sites/cas/medienordner/CAS-WP/cas\\_wp\\_no\\_1-15.pdf](https://www.fu-berlin.de/sites/cas/medienordner/CAS-WP/cas_wp_no_1-15.pdf) (zuletzt aufgerufen: 16.09.2018).

aufgefasst, dass sie damit nützliches Wissen festhalten, in verwendbare Form gießen und als Exemplum (Handlungsanweisung für ein vorbildliches Leben) an die nächste Generation weitergeben wollten.“<sup>4</sup> Autobiographische Texte als Exempla zu lesen, bietet die Möglichkeit, diese jenseits von „Erinnerung und Selbstdarstellung“ als Quelle für Wertordnungen und kulturelle Praktiken zu nutzen und die Sichtweisen einzelner Personen auf ihre jeweilige Kultur und Gesellschaft herauszuarbeiten. Dabei verbietet die Kontextgebundenheit und Situiertheit der Texte eine vorschnelle, unreflektierte Anwendung universeller Kategorien und erfordert zunächst die Auseinandersetzung mit der Partikularität der Einzelfälle.

Die in Schamonis Band vorgestellten Texte geben dafür vielerlei Anregungen, angefangen bei den Datierungen, den Namensgebungen oder den Ritualen des Erwachsenwerdens, weiterhin auf der thematischen Ebene, wenn beispielsweise die Rede davon ist, dass im Kampf Köpfe errungen werden<sup>5</sup> (vgl. Kimata Morikatsu, S. 105, oder Watanabe Kanbē, S. 154) bis hin zu Fragen nach Kindheit, Körperwahrnehmung und Jenseitsbezug, um nur drei weitere Aspekte zu nennen. Sokuhi Nyochis Bemerkung etwa, dass er sich Fleisch aus dem Leib geschnitten habe, um für seine Mutter eine Medizin zuzubereiten (S. 231) oder Dokutan Shōeis Text, in dem dieser von seiner verstorbenen Mutter ganz ähnliches berichtet (S. 316), geben nicht nur interessante Einblicke in den Umgang mit dem eigenen Körper, sondern auch in die Eltern-Kind-Beziehungen. Die Lebensgeschichte von Hakugan Shōsetsu verweist, wie viele andere auch (z.B. jene von Ryōō Dōkaku, S. 558), auf die Bedeutung des Traumes und könnte ebenso wie die Hinweise auf eine Kometenerscheinung in der Erzählung „Zum Zeitvertreib an Regenabenden notiert“ von Kondō Norimochi (S. 479) Ausgangspunkt für einen Vergleich mit deutschsprachigen autobiographischen Texten aus dem 17. Jahrhundert sein, in denen Träume und Himmelserscheinungen recht oft thematisiert werden.<sup>6</sup> Die in der „Aufzeichnung über Leben und Wirken des Zen-Meisters Ryōō Sokyū“ (S. 387–430) beschriebenen verzweifelten Versuche des Mönches, sein Gelübde zu erfüllen (d.h. Bibliotheken zu gründen, Wundermedizin herzustellen und sich selbst zu verstümmeln),

<sup>4</sup> HARTMANN, Elke und Gabriele JANCKE (2012): „Roupens Erinnerungen eines armenischen Revolutionärs (1921/1951) im transepochnalen Dialog. Konzepte und Kategorien der Selbstzeugnis-Forschung zwischen Universalität und Partikularität“. In: ULBRICH, Claudia *et al.* (Hg.): *Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven*. Selbstzeugnisse der Neuzeit. Bd. 20. Köln, Weimar, Wien: Boehla: 31–74, hier S. 45.

<sup>5</sup> Wie Wolfgang Schamoni erläutert, schlugen die Krieger ihren im Kampf getöteten Feinden die Köpfe ab und präsentierten diese nach der Schlacht als Beleg für die eigene „Leistung“ (S. 105, Anm. 27).

<sup>6</sup> BÄHR, Andreas 2007: „Furcht, divinatorischer Traum und autobiographisches Schreiben in der Frühneuzeit“. In: *Zeitschrift für Historische Forschung*. Bd. 34, Nr. 1: 1–32, hier S. 32. BÄHR, Andreas 2017: *Der grausame Komet. Himmelszeichen und Weltgeschehen im Dreißigjährigen Krieg*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

regen dazu an, sich mit der jeweiligen Vorstellung vom Verhältnis von Körper und Seele, von Diesseits und Jenseits, von Wiedergeburt oder Endlichkeit respektive den zyklischen und teleologischen Aspekten und deren Bedeutung für die Schreibenden auseinanderzusetzen und die Struktur ihrer Erzählungen zu analysieren. Gerade in Bezug auf Texte, die in religiösem Kontext stehen, könnte es interessant sein, diese im Vergleich mit Texten der deutschsprachigen Mystik, wie sie u.a. im Umfeld des Pietismus entstanden sind, zu lesen. Als Beispiel für einen „transkulturellen Dialog“ bietet sich der „lebenslauff“ der Prophetin Anna Vetter, ein Visionsbericht, dessen Komposition auf der Offenbarung des Johannes basiert, an.<sup>7</sup>

Wie eingangs erwähnt, kommt der Bestimmung der Textsorten ein zentraler Stellenwert zu, was sich auch in der Darstellung der Ergebnisse widerspiegelt: dort werden die autobiographischen Texte noch einmal in ihrer Verschiedenheit erfasst, nach Textsorten gebündelt und – unter Einbezug weiterer Quellen – in einen größeren zeitlichen Rahmen eingebettet. Dazu werden sie in öffentliche und nicht-öffentliche, d.h. für eine einzelne Person oder einen genau definierten Personenkreis geschriebene Texte unterteilt. Die „öffentlichen“ Texte (das Geleitwort, verschiedene Formen der Biographie, die selbst verfasste Grabinschrift auf einem zu Lebzeiten errichteten Grabstein, wie sie am Beispiel von Tokugawa Mitsukuni vorgestellt wurde, und Annalen oder Jahresregister) sind mehrheitlich in *kanbun* verfasst – ausschließlich in *kanji* geschriebene und an das Chinesische angelehnte, mit diakritischen Zeichen versehene Texte – und werden speziellen ständischen Öffentlichkeiten wie beispielsweise der konfuzianischen Gelehrten-öffentlichkeit oder der „Öffentlichkeit“ eines Klosters bzw. eines buddhistischen Tempels zugeordnet (S. 545). Neun der 31 vorgestellten Texte sind in *kanbun* verfasst; neun im Kanzleistil (*sōrōbun*); zwölf der japanischen Quellen in schmuckloser Schriftsprache gehalten – nur eine zeichnet sich durch eine hochliterarische Ausdrucksform aus. Die Textsorten können verschiedenen Lebensbereichen zugeordnet werden: dem der feudalen Loyalitätsbeziehungen, dem Haus bzw. der Familie, den Gelehrten, der durch Schüler-Lehrer-Beziehungen geprägten Welt des Buddhismus und der Welt des Geschäftslebens.

---

<sup>7</sup> VETTER, Anna: „Jhr lebenslauff / den sie auff begehren eigenhändig auffgeschrieben und sonst mündlich zum öfteren erzehlet“. In: ARNOLD, Gottfrid (1700): *Gottfrid Arnolds unparteyische Kirchen- und Ketzer-Historie. Von Anfang des Neuen Testaments biß auf das Jahr Christi 1688*. Bd. 2, Teil 3. Frankfurt a. M.: 272–284; KORMANN, Eva 1996: „Es möchte jemand fragen, wie ich so hoch von Gott geliebt bin worden, und was mein junger lebens-lauff gewesen sei‘: Anna Vetter oder Religion als Argumentations- und Legitimationsmuster“. In: HEUSER, Magdalene (Hg.): *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte*. Untersuchungen zu deutschen Literaturgeschichte. Bd. 85. Tübingen: Niemeyer: 71–92; GREYERZ, Kaspar von 2003: „Erfahrung und Konstruktion. Selbstrepräsentation in autobiographischen Texten des 16. und 17. Jahrhunderts“. In: BURGHARTZ, Susanna et al.: *Berichten, Erzählen, Beherrschen. Wahrnehmung und Repräsentation in der frühen Kolonialgeschichte Europas*. Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit. Bd. 7, Nr. 2/3. Frankfurt a. M.: Klostermann: 220–239.

Mit diesem Systematisierungsangebot führt Wolfgang Schamoni am Ende seine Ergebnisse noch einmal zusammen, um darzulegen, wie die Texte vergleichend bearbeitet bzw. eingeordnet werden könnten. Sein Anliegen ist dabei, ein „differenzierteres Bild von der Vielfalt menschlicher Kulturen und ihrer historischen Wege zu gewinnen“ (S. 556). Schamoni zieht hier folgende Aspekte in Betracht:

1. die Religion, die in vielen japanischen autobiographischen Texten keine oder nur eine marginale Rolle spielt;
2. die systematische Selbstprüfung, die in China seit dem 15. Jahrhundert autobiographisches Schreiben beeinflusste und sich in Schamonis Textbeispielen im Grunde nur bei den aus China stammenden Mönchen finden bzw. vermuten ließ;
3. die im Vergleich zu China fehlende scharfe Selbstkritik;
4. die im Vergleich zu Tagebüchern relativ kleine Anzahl autobiographischer Schriften;
5. den geringen Anteil von Frauen als Verfasserinnen autobiographischer Texte und deren Nicht-Sichtbarkeit in Texten, die von Männern stammen;
6. das weitgehende Fehlen der Kindheit in vielen autobiographischen Zeugnissen.

Diese abschließenden Überlegungen zeigen, wieviel Forschung im Feld der „vormodernen“ japanischen Autobiographie noch notwendig und sinnvoll ist. Dabei könnte es spannend sein, die Forschung über die hier benannten inhaltlichen Aspekte hinaus auf der konzeptionellen Ebene noch weiterzuführen und beispielsweise in Zusammenhang mit der autobiographischen Sinnstiftung genauer nach Raum-Zeit-Ordnungen zu fragen. Man könnte versuchen herauszufinden, welche kulturellen Muster und Modelle Menschen zeit- und kontextspezifisch zur Verfügung standen, um ihr Leben zu beschreiben, ihm einen Sinn zu geben, es zu rechtfertigen oder es künftigen Generationen als Spiegel vorzuhalten. Auch die zeit- und kulturgebundene Partikularität von Erfahrung könnte ausgehend von diesen Texten weiter untersucht werden.

Es war ein Anliegen von Wolfgang Schamoni, mit seiner „Arbeit auch Nicht-Japanologen einen Zugang zur Geschichte der japanischen Autobiographie“ zu erleichtern (xiii). Dies ist aus Sicht der Rezensentin vollumfänglich gelungen. Es ist eine Studie entstanden, die trotz des Wissens um die Partikularität kultureller Phänomene anregt, sich mit diesen Texten zu befassen – nicht, um dem vermeintlich vertrauten „Eigenen“ das

vermeintlich „Exotisch-Fremde“ gegenüberzustellen, sondern um die kulturelle Differenz produktiv zu nutzen und von dem „Fremden“ zu lernen. Daher ist zu wünschen, dass der Band auch außerhalb der Japanologie die Aufmerksamkeit findet, die er verdient.